



DIANA ANFIMIADI
*Sonntag der beleuchteten
Fenster*

*Eine kulinarische Biographie
Geschichten über Menschen und
Geschmäcker in Georgien*

*Übersetzt aus dem Georgischen
von Iunona Guruli*

Wieser Verlag



Die Herausgabe dieses Buches wurde gefördert
vom Georgischen Nationalen Buchzentrum und
vom Ministerium für Kultur und Denkmalschutz
von Georgien.



Titel des Originals:
A personal cookbook
© 2013 Bakur Sulakauri Publishing

Wieser Verlag GmbH

A-9020 Klagenfurt/Celovec, 8.-Mai-Straße 12
Tel. + 43(0)463 370 36, Fax. + 43(0)463 376 35
office@wieser-verlag.com
www.wieser-verlag.com

Copyright © dieser Ausgabe 2016 bei Wieser Verlag GmbH,
Klagenfurt/Celovec
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Karin Waldner-Petutschnig
ISBN 978-3-99029-232-7



Das Buch ist meiner Mutter,
Nana Anfimiadi, gewidmet,
der hübschesten und köstlichsten
Retterin meiner Kindheit.







Inhalt

Vorwort	9
Von Geschmäckern und Menschen	11
Kochkunst. Maria und Martha. Und noch Dschawachetien	17
Die Küche aus der Jurazeit	23
Die Kochkunst und die Liebe	27
Die kulinarische Reise von Odysseus	32
Rezept-Gedicht	38
Barbare	39
P. S.	44
Noch einmal über Barbare	53
Süß, bitter und wertvoll	58
Maiko und die ingilischen Rezepte	63
Literatur als Hauptspeise	69
Das eigene Zimmer und die eigene Küche	76
Von den Saucen	86
Der Geschmack vom Staub des Lächelns	91
Mutter	97
Pfannkuchen und ein wenig von anderem	102
Kulinarischer Egoismus auf einfache Art oder: Drei köstliche, belegte Brote	109
Begegnungen und andere Glücksrezepte	112
Die Jungs, und so weiter	120
Sonntag der beleuchteten Fenster	127
Großmutter	131
Lebens- (Rezept-)buch	135
An Stelle eines Epilogs	138
Glossar Kulinarik	141
Orts- und Personenregister	143
Rezeptregister	145



Vorwort
Das Tischgebet

*Du, der mich mit zwei Händen und einer Gabel,
mit einem Löffel und einem Mund – mit viel Kleiderfutter,
mit zwei Stricknadeln und mit dem bunten Garn aus
Makkaroni erschaffen hast,
gib mir die Gabe, das Fleisch von Knochen zu trennen,
du, der du mich gelehrt hast, in Not, wie eine Mauer,
standhaft zu werden,
auf dem leeren Magen nur mit Zwiebeltränen zu weinen,
dass es besser ist, anstatt es nach Amber, nach Kardamom
und Dill duften zu lassen,
dass unser tägliches Brot nur ein Bissen ist,
und deshalb, bis das Wasser sich mit Essig vermischt,
für diejenigen zu beten, die hungrig sind,
die Recht haben, die hungrig sind.
Ich koche ein üppiges Mittagessen:
Aus Schmetterlingspuppen und Termiten,
den Happen, den du mir reichst,
mal will ich nicht, mal kann ich nicht wollen.
Ich koche ein üppiges Mittagessen:
die Kätzchen, die Küken...
Den Happen, den du mir reichst,
will ich nicht, ich teile ihn mit dir:
in den Himmel gegossene Milch, wie in das Meer
gegossenes Erdöl,
alle unbekanntes Sonnen und Meteoriten und Leuchtkörper,
alle im Himmel vorhandene Himmel und Vögel,
alle im Meer hausende Meere und Fische,
alle Salzbrocken und Zuckerwürfel.
Dein Glas und Teller und Tisch sind voll:*



*Du, der mir den Hunger gegeben hast,
herrschst über mich, genauso wie über meinen Appetit.
Ich stehe da und strecke den Teller, wie die Hand, nach vorne.
Der Messerrand scheint sich zu verletzen.
Ich erinnere dich an dein Versprechen:
Wenn du mich vergisst, komme ich zu dir und helfe.
Ich, die du sättigen wirst,
und die dich sättigen wird.*



Von Geschmäckern und Menschen

Jeder hat ein anderes Gedächtnis.

Eine Freundin von mir kann sich an jede Farbkombination der Kleidung eines zufälligen Passanten erinnern. Meine Oma, wenn sie irgendwo bei einer Familie übernachtete, merkte sich ganz genau, in welchem Zustand der Haushalt und das Bettzeug war, das man ihr zur Verfügung gestellt hatte. Meine zweite Oma erinnert sich an alle Lehrer aus ihrer Schule, einschließlich deren Familienmitglieder und Verwandte; mein Nachbar kann sich Werbetexte merken, in Lekas Gedächtnis bleiben Parfumdüfte haften, in Zazas Ziffern, in Ketos Stimmungen, bei mir – die Geschmäcker.

Genau über diese in Erinnerung gebliebenen Geschmäcker möchte ich erzählen.

Bittere, bittere Zwiebeln

Sie war ein sehr hübsches Mädchen, hatte helle Haut mit Sommersprossen, glattes Haar und lange Beine. In der Kindheit war sie eine hervorragende Seilspringerin. Mir wurde verboten, mit ihr befreundet zu sein, denn ihr Vater war ein Säufer. Aber ich hielt mich trotzdem ständig bei ihr auf – in einer heruntergekommenen Bude, deren Dach den Regen durchließ, weshalb überall bunte Eimer standen, grüne, rote, silberfarbige, einige mehr und andere weniger laut, wenn die Tropfen hinein fielen.



Wir spielten alles Mögliche, einmal das Bollywood-Film-Spiel, ein anderes Mal waren wir Prinzessinnen, dann wieder etwas anderes. Sie war ein sehr gütiges Mädchen, mit dem Herzen am richtigen Fleck, wie man zu sagen pflegt.

Nie werde ich die in der großen Pfanne auf ihrem Holzofen gebratenen Zwiebeln vergessen: Wir tunkten darin das Brot ein und aßen. Damals litten wir alle große Not, waren halb verhungert.

Ich war eine gute Schülerin mit lauter Einsern, sie war es nicht, sondern ein Wildfang. Sie mochte mich sehr, ich glaube sogar, dass mich nie eine Freundin so sehr gemocht hat.

Dann verkauften sie ihre Wohnung und zogen in ein altes Viertel von Tiflis, in eine winzige Einzimmerwohnung. Ich begann an der Uni zu studieren, schwänzte die Vorlesungen – einige mit besonderer Freude – und ging während der Vorlesungszeit zu ihnen.

Sie war so hübsch, dass ihr Anblick ein echter Augenschmaus war: wunderschön, mit grünen, mandelförmigen Augen und einem tollen Körper. Bei ihr war ich in einer anderen Welt – es wurde nie über Bücher geredet, dafür umso mehr über Jungs. Später heiratete sie, und ich verlor sie aus den Augen. Vor zwei Jahren meldete sie sich das letzte Mal, damals war gerade ich frisch verheiratet. Zwei Kinder habe sie und ihre Wohnung wegen Schulden verloren, erzählte sie. Sie wollte ins Ausland, um arbeiten



zu gehen und fragte mich, ob ich ihr ein Wörterbuch leihen könnte.

Ich erinnere mich an den bitteren Geschmack in meinem Mund. Und das hing sicher nicht mit meiner Schwangerschaft zusammen.

Ich glaube, sie ist immer noch fort. Ob sie arbeitet oder nicht? Keine Ahnung.

Rachmaninow, Bananen-Cocktail und andere Zufälligkeiten

Ich denke, ich war damals im zweiten Studienjahr. In »Altgeorgische Sprache« hatte ich eine Seminararbeit zu schreiben. Es war ein kalter November. Und wie üblich hatte ich nur noch drei Tage bis zur Abgabefrist und noch kein einziges Wort geschrieben.

In der Nähe der öffentlichen Bibliothek gab es ein kleines, vegetarisches Café, wo sehr leckere Dinge verkauft wurden. Da sie auch sehr günstig waren, gingen meine Kommilitonen und ich oft dahin. Es war herrlich: Sobald die Hände froren, es etwas mit den Freunden zu besprechen gab, Schanidze und Tschiqobawa langweilig wurden, gingen wir in dieses Café, aßen Samosas oder Kuchen, spülten mit grünem Tee nach – und sowohl die Novembernässe als auch die schwer zu besteigenden Bergspitzen der georgischen Philologie schienen erträglicher zu sein.



Auch an jenem Tag gingen wir erst ins Café, tranken einen Bananen-Cocktail und ließen uns einen sonderbaren Kuchen schmecken. Danach schauten wir in der musikalischen Abteilung der Bibliothek vorbei, um unsere Köpfe ein wenig auszulüften.

Ich bin schon seit einer Ewigkeit nicht mehr in dieser Abteilung gewesen und weiß nicht, was dort jetzt los ist. Damals standen einige Plattenspieler herum (die einzige Möglichkeit, sich in der öffentlichen Bibliothek Musik anzuhören). Man suchte sich im Kartenregister die gewünschte Platte aus, setzte sich hin und konnte sie sich anhören, ohne von jemandem gestört zu werden.

Auch an jenem Tag setzte ich mich in die Bibliothek und suchte das zweite Konzert von Rachmaninow aus, das ich auswendig kannte und das mich jedes Mal zu Tränen rührte. Ich hörte mir also die Musik voll Hingabe an, als ein sehr sympathischer Typ hereinkam. Er suchte sich Noten heraus, setzte sich hin und las.

Plötzlich wurde die Elektrizität abgestellt. Aus mit Rachmaninow! Ich war so enttäuscht, dass er es bemerkte und mir anbot, mich zur Bibliothek des Konservatoriums mitzunehmen, wo ich das Stück zu Ende hören könnte.

Unterwegs erfuhr ich, dass er Gesang studierte und ließ – recht angeberisch – Namen wie Donizetti und Wagner fallen. Nachdem er mit dem dortigen Bibliothekar gesprochen hatte, brachte er mir dann die CD von Rachmaninow (sie hatten eindeutig die besseren Apparate dort!). Und dann verabschiedete er sich und ging fort. Nicht ein-



mal nach meinem Namen hat er gefragt, geschweige denn nach meiner Telefonnummer! Rachmaninow und ich blieben enttäuscht zurück.

Die griechische Orange

Ich habe eine ältere Schwester. Sie ist sehr hübsch und klug, tausendmal klüger, gutmütiger und allgemein ein viel besserer Mensch als ich. Sie hat so leuchtende, grüne Augen – man sehe und staune! Sie studierte an der Universität Biologie und war eine hervorragende Studentin.

Eines Tages geriet sie auf dem Weg zur Vorlesung in einen Kugelhagel. Ein anderes Mal blieb die U-Bahn stehen, ein drittes Mal hatte sie kein Geld, um eine Fahrkarte zu kaufen. Dann hatte sie die Nase voll.

Da sie einen griechischen Nachnamen hatte, beschaffte eine Verwandte die notwendigen Papiere und nahm sie zur Arbeit mit nach Griechenland. Also arbeitete sie dort, kam uns besuchen, legte die Prüfungen ab und ging wieder zurück. Damals bekam ich zum ersten Mal eigene Klamotten in meiner Größe und nicht die gebrauchten Sachen von meinen älteren Kusinen. Ich kann mich genau an die hellblaue Jeans erinnern, mit Sternen auf dem Gürtel und einem Etikett aus Pappe.

Mit der Zeit wurden die Besuche meiner Schwester seltener, und irgendwann hörten sie endgültig auf. Heute lebt sie in Griechenland und hat drei wunderbare Kinder.



An einem sehr kalten Tag im Februar, mit Matsch, Frost, abgestelltem Strom, Hunger und allem möglichen anderen Unglück brachte uns der Postbote ein Paket aus Griechenland. Wir öffneten den großen Pappkarton, und das Zimmer strahlte plötzlich in der knallgelben Farbe von Orangen. Meine Schwester, die damals in einer Orangenplantage arbeitete, hatte uns einen Karton voll mit griechischen Orangen geschickt. Ich erinnere mich noch, wie ich beinahe die Hände am goldenen Schimmern der Orangen wärmen wollte – so leuchtend und warm war es.

